

## Über den Wert der Freundschaft nach der antiken und nach der christlichen Anschauung.

Von R. Haage.\*)

---

Während früher in weiten Kreisen eine einseitige, ja blinde Bewunderung der Leistungen des klassischen Altertums geherrscht hat, werden jetzt nicht selten heftige Angriffe gegen die Bedeutung der antiken Kultur überhaupt unternommen, sei es um die Fortschritte, welche das Christentum der Menschheit gebracht hat, in ein helleres Licht zu stellen, sei es um die Stellung, welche das Griechische und Lateinische im Unterricht der höheren Schulen behauptet, von Grund aus zu erschüttern. Nun ist es ja nicht zu leugnen, daß auf manchen Gebieten das Altertum tiefe Schatten aufweist, und daß wir an diesen Nachtseiten die Jugend, um sie nicht zu gefährden, nur rasch vorüberführen müssen. Aber trotzdem bleibt der Wert der alten Kultur bestehen und zwar nicht bloß für die Entwicklung der Menschheit, sondern auch für die Unterweisung der Jugend und sogar für ihre sittliche Bildung; und denjenigen Angriffen, welche von einer engherzigen Ansicht über religiöse Erziehung ausgehen, müssen wir entgegen halten, daß den großen Geistern der griechischen und römischen Welt auch in sittlicher Hinsicht ein ernstes und ideales Streben innewohnt, und daß sie auch einer Jugend, die im Christentum aufwächst, hohe Gedanken, herrliche Beispiele und kräftige Antriebe zum Guten bieten. Namentlich weht uns aus manchem Wort, aus mancher Schilderung der Dichter und der Philosophen ein Hauch der edelsten Begeisterung für das Wahre und Gute entgegen, und beschämt müssen wir uns fragen: Haben jene Heiden, die ein so zartes sittliches Gefühl zeigen, mit ihrem Pfunde nicht vielfach besser gewuchert, als wir Christen mit den vielen Pfunden, die uns anvertraut sind?

\*) Ein erneutes Lesen der die Freundschaft behandelnden Schriften der Alten, namentlich Platos, Aristoteles' und Ciceros führte mich dazu, die allgemeinen Erörterungen der neueren christlichen Ethiker über denselben Gegenstand, dann auch besondere Abhandlungen, wie die von Märklin über die Bedeutung der Freundschaft im Altertum und in der neueren Zeit (Heilbronn 1842) und die von E. Curtius über die Bedeutung der Freundschaft im Altertum für Sittlichkeit, Wissenschaft und öffentliches Leben (Protest. Monatsblätter Bd. 22) zu vergleichen. Durch diese Schriften angeregt bin ich, indem ich zunächst an die reiferen Schüler dachte, dazu gekommen, die nachfolgende Betrachtung — mehr, als eine solche wollen diese Blätter nicht geben — niederzuschreiben, habe aber geglaubt, diese Betrachtung würde nicht nur meinen Schülern eine Anregung bieten, sondern auch manchem Freunde der gelehrten Schule einiges Interesse abgewinnen und vor allem unserem Jubilar zu seinem Ehrentage eine nicht ganz unwillkommene Gabe sein, da er immer die Freundschaft hochgehalten und gepflegt, auch allezeit gewünscht und an seinem Teil dafür gesorgt hat, daß die Lehrer unserer Anstalt, soweit irgend möglich, ein engeres und innigeres Band, als die bloße äußere Kollegialität, umschließe.

Wie edel ist, um ein bestimmtes Gebiet ins Auge zu fassen, bei den Alten die Auffassung der Freundschaft, sodaß es scheinen könnte, als hätten wir in diesem Punkt Rückschritte und nicht Fortschritte gemacht, als werde jetzt ein Freund nicht mehr so hoch geschätzt, wie zu der Zeit, da Homer Achills Trauer um Patroklos besang, da Xenophon und Plato die Unterredungen ihres Meisters Sokrates über den Wert der Freundschaft aufzeichneten, da Cicero über denselben Gegenstand seinen Lilius schrieb. Doch es scheint nur so. Eine kurze Erörterung dürfte zeigen, daß auch auf diesem Gebiete das Christentum ernstere und tiefere Auffassungen gebracht hat, aber zugleich bestätigen, daß die Ansichten und Beispiele der Alten auch für uns noch von sittlicher Bedeutung sind.

Natürlich nehme ich hier das Wort Freundschaft in einem höheren Sinne, als wenn man mit diesem Ausdruck jede Bekanntschaft, jede Vereinigung zu gemeinschaftlichem Wirken bezeichnet, und meine vielmehr eine auf besondere Seelenverwandtschaft begründete innige persönliche Verbindung. Doch lassen wir uns über diesen Begriff zunächst von den Alten selbst belehren und einen Griechen und einen Römer zu Worte kommen. Aristoteles untersucht die Sache am genauesten und handelt in zwei Büchern seiner Ethik ausführlich darüber, und so trocken und nüchtern er auch ist, hier schlägt er einen etwas wärmeren und volleren Ton an. Als Grundlage der Freundschaft sieht er die möglichste Gleichheit der ganzen Verhältnisse an und betont das so sehr, daß er die Auflösung des Bundes rechtfertigt, wenn durch veränderte Umstände aus der Gleichheit eine Ungleichheit geworden ist. Sodann legt er dar, daß vollkommene Freundschaft nur unter Guten, die in der Tugend einander ähnlich sind, geschlossen werden kann, nur da, wo der Freund um seiner selbst willen gesucht und geliebt wird. Denn wo zwei Menschen sich vereinigen, um irgend einen Nutzen oder ein Vergnügen sich gegenseitig zu bereiten, da geht die Freundschaft, wenn man diesen Ausdruck noch gebrauchen will, nur aus selbstsüchtigen Beweggründen hervor. Das reifere Alter mit seiner kühleren Berechnung treibt wohl zu solchen um des Nutzens willen geschlossenen Freundschaften, während das gemeinsame Vergnügen mehr die jungen Leute mit einander verbindet. Allein hört der Nutzen auf oder bleibt das Vergnügen aus, so gehen diese Freundschaften auseinander. Dagegen wünscht der Tugendhafte dem Freunde das Gute nicht um seiner selbst, sondern um des anderen willen; da ist der Freund des Freundes anderes Selbst, und alles haben sie mit einander gemein. Da kann keine Verleumdung das Verhältnis stören, weil man sich gegenseitig voll vertraut und auch niemals den Freund kränkt, den man so hoch liebt.

Allerdings muß der gute Mensch sich selbst lieben — hier nimmt Aristoteles die Selbstliebe im edelsten Sinne — denn er muß sich durch sittlich schöne und edele Thaten auszeichnen und befördert eben dadurch zugleich die eigene Ehre und das Wohl der anderen. So wird er auch um des Freundes willen alle Güter, nach deren Besitz die Menschen ringen, hingeben, selbst auf Ehrenstellen und Staatsämter, ja auf gute Thaten verzichten, wenn es schöner ist, den Freund zu einer edelen That veranlaßt, als selbst sie gethan zu haben. Die mit solch edler Selbstliebe verbundene Freundschaft der Guten kommt aber erst infolge längeren vertrauten Umgangs zustande; ehe man nicht den bekannten Scheffel Salz mit einander gegessen, ehe nicht einer dem anderen sich als liebenswert bewährt hat, wird der Bund nicht geschlossen. Auch wird eine gewisse Leichtlebigkeit, ein Behagen an geselligem Umgange gefordert, da mürrische und schwierige Leute sich selten an einander schließen; und ebenso gehört ein häufiges, ja tägliches Zusammenleben dazu, sonst mag wohl ein Wohlwollen

da sein, aber keine Freundschaft. Viele Freunde zu haben geht nicht an; denn wahre Freundschaft ist ein Höchstes und kann in ihrer vollen Bedeutung sich nur auf einen beziehen und zwar in der Regel nur auf einen an Bildung und Ansehen Gleichgestellten.

Einem hochgestellten Manne, welcher an Macht die anderen überragt, befreundet sich der Tugendhafte nicht, es sei denn, daß der Hochgestellte der Tugend des anderen den Platz über sich einräumt und durch solche Unterordnung eine Ausgleichung bewirkt. Aber solche Größe, ruft Aristoteles, der Vertraute zweier mächtiger Herrscher der Hellenenwelt, seufzend aus, solche Größe pflegt es in der Welt kaum zu geben. Und doch sind denen, welche im Besitz von Reichtum und Herrschermacht sind, Freunde gar sehr vonnöten. Denn je größer ihr Glück, desto größer sind auch die Gefahren, welche ihnen drohen, und was helfen ihnen die Glücksgüter, wenn sie nicht Freunden damit wohlthun können? Andererseits sind für die, welche in Armut oder anderes Mißgeschick geraten sind, Freunde die einzige Zuflucht. Die Freundschaft ist daher das größte Gut des Lebens: sie verdoppelt die Kräfte des einzelnen beim Überlegen, wie beim Handeln, läßt das Unglück leichter ertragen und das Glück höher genießen und bessert überhaupt den Menschen in sittlicher Hinsicht.

Mit solchen Worten erörtert und preist Aristoteles das Wesen der wahren Freundschaft; doch nimmt er das Wort auch noch in einem weiteren Sinne und nennt die Freundschaft der Bürger das Band, welches den Staat am festesten zusammenhält, so daß er des Rechtes nicht bedarf, wenn seine Bürger Freunde sind. Auch auf die freundschaftlichen Beziehungen, welche unter Verwandten, unter Eltern und Kindern, unter Brüdern herrschen sollen, geht der Philosoph ein und bespricht auch dabei das eheliche Verhältnis, aber nach Art der Alten in einer mehr äußerlichen Auffassung.

Einfacher und freier behandelt Cicero denselben Stoff, nicht als strenger Denker, dem es nur um die begriffliche Klarheit zu thun ist, sondern als gewandter Schriftsteller, welcher die Gedanken der griechischen Weltweisen in anmutiger Sprache und in praktischer Anwendung auf das römische Leben bearbeitet. Auch bei ihm berührt gar wohlthätig die edele Wärme, mit der er von dem hohen Gute der Freundschaft spricht, welches nur von der Weisheit oder Tugend selbst übertroffen wird. Etwas Ergreifendes hat schon die Einkleidung seiner Schrift. Nach dem plötzlichen Tode des jüngeren Scipio, dieses edelen Vertreters des von der griechischen Kultur verklärten Römertums, kommen Fannius und Scävola zu ihrem Schwiegervater Lälus, dem treuen Genossen und Freunde des Toten, um von ihm sich trösten zu lassen. Da spricht denn Lälus von den ruhmvollen Thaten des Dahingeshiedenen und von seinem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und von dem Genuß, welchen er, der Überlebende, in dem Andenken an Scipios Freundschaft finde: ihm lebe der Freund und werde immerdar ihm leben; denn die Tugend desselben habe er geliebt, und die sei nicht tot. Wahre Freundschaften, fährt er fort, sind ewig; denn sie entspringen nicht aus Berechnung des Nutzens, sondern aus einem Gefühl der Liebe, welches von der Natur in die Herzen gelegt ist und durch die Tugend, die man an dem Freunde erkenne, geweckt wird. Denn die Tugend bleibt die notwendige Bedingung der Freundschaft, da sie unter schlechten Menschen keinen Bestand hat. Daher darf man auch nicht um des Freundes willen ein Unrecht thun, am wenigsten die Pflichten gegen den Staat verletzen, auch niemals vom Freunde etwas Unehrenhaftes verlangen. Denn die höchste Zierde der Freundschaft ist die Scheu vor dem Unrecht. Im Guten aber sollen die Freunde einander dienen, auch ohne darum gebeten zu sein, sollen freimütigen Rat

erteilen und ihrerseits dem gegebenen Rate folgen. Dabei muß Wahrheit unter den Freunden herrschen, keine Schmeichelei und keine falsche Nachgiebigkeit; der eine muß gern die Warnungen, ja den Tadel des anderen hinnehmen. Was ist denn auch angenehmer, als einen zu haben, mit dem man alles bereden kann, wie mit sich selbst? Welchen Genuß gewährt das Glück, wenn nicht einer mit dir ebenso, wie du, sich freut? Und vollends das Unglück ist kaum zu tragen ohne einen Freund, der es noch schwerer empfindet, als du selbst! Die Freundschaft eröffnet frohe Aussicht in die Zukunft und läßt den Mut nicht sinken; durch sie haben die Dürftigen Überfluß und die Schwachen Stärke. Auch wenn die Freunde in der Ferne weilen, sind sie doch zugegen, und die Toten selbst leben! Kurz, wohin man blickt, ist es dies Gut, welches alles in sich schließt, was die Menschen für wünschenswert halten, das beste und angenehmste Geschenk, welches wir den Göttern verdanken. Die Sonne rauben diejenigen der Welt, welche ihr die Freundschaft nehmen!

In solcher Begeisterung behandelt Cicero seinen Gegenstand, und man fühlt es seinen Worten an, daß er selbst aus Erfahrung spricht; ist doch seine Schrift Titus Pomponius Atticus seinem treuen Freunde gewidmet. Leicht könnte ich nun diese Anführungen durch Aussprüche anderer Philosophen und Schriftsteller, vor allem auch der Dichter vermehren und in vollerm Chor das Lob der Freundschaft aus ihrem Munde erklingen lassen; ich könnte erwähnen, wie die Alten gern bei Erzählungen von Treue und Aufopferung der Freunde verweilten — eine solche Erzählung hat Schiller in seiner Bürgschaft bearbeitet — wie die Freundschaft des Achilles und Patroklos, des Orestes und Pylades, des Pelopidas und Epaminondas gefeiert wurde, wie Alexander kein rechter Hellene zu sein glaubte, wenn er nicht einen treuen Freund sein nannte — «auch dieser ist Alexander!» sagte er, als bei einer Begrüßung sein Hephästion mit ihm verwechselt wurde; ich könnte darauf hinweisen, wie die Pythagoräer ihren Meister den Gesetzgeber der Freundschaft nannten und durch ihren Freundschaftsbund eine sittliche Erneuerung des griechischen Lebens anzubahnen suchten, oder wie der spartanische Staat die Bande persönlicher Zuneigung nicht nur zwischen Altersgenossen, sondern auch zwischen Mann und Jüngling für das politische Interesse in Krieg und Frieden verwertete. Doch ich meine, das Gesagte gewährt einen genügenden Einblick in die Gesinnung der alten Griechen und Römer und erklärt den Vorwurf, welchen namentlich die Freidenker des vorigen Jahrhunderts der christlichen Religion gemacht haben, daß sie auf diesem Gebiet einen Rückschritt gebracht habe, da in ihr die Freundschaft als etwas Unwesentliches hingestellt und kein Muster für dieselbe aufgestellt werde.

Es ist richtig, daß im neuen Testament ausdrückliche Vorschriften über die Freundschaft nicht enthalten sind; aber die Sache findet sich. Wie das Evangelium des Johannes deutlich erkennen läßt, umschlingt ein Band inniger Freundschaft Andreas und Petrus, Philippus und Nathanael; sie haben sich gefunden in der gemeinsamen Hoffnung auf den Messias, und als ihre Hoffnung erfüllt wird, und der ersehnte Meister vor ihnen steht, da wird ihre Freundschaft erst recht innig geworden sein. Ja der ganze Jüngerkreis gewährt das verklarte Bild eines Freundschaftsbundes, der über alle Freundesbündnisse der alten Welt hinausragt, und dem es wirklich gelingt, die Welt zu erneuern. Auch aus den Briefen des Paulus tönen uns Worte entgegen, welche nur von warmer Freundschaft eingegeben sein können. Wenn wir dann die Geschichte der christlichen Kirche verfolgen, so begegnet uns mehr als ein Freundespaar, von den Kirchenvätern Basilius und Gregor von Nazianz bis zu den

beiden Reformatoren, welche in so wunderbarer Weise einander ergänzten. Kann man doch sagen, daß die Freundschaft und das Zusammenwirken Luthers und Melancthons erst die deutsche Reformation zum Abschluß gebracht hat. Dem vorigen Jahrhundert gehört dann der christliche Freundeskreis an, welcher sich um Fräulein von Klettenberg sammelte, die mütterliche Freundin Goethes, von der die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meisters Lehrjahren stammen. Von ihr, ihrer Schwester und dem Staatsmann Friedrich Karl von Moser haben wir noch eine Reihe Abhandlungen, welche zu dem Zartesten gehören, was je über die Freundschaft geschrieben ist.\*) Und auch unsere Tage dürften an Freundschaften, welche die gemeinsame christliche Überzeugung geschlossen hat, nicht arm sein.

Doch die Aufzählung solcher Beispiele trifft nicht den Kern der Sache. Es hat in der That seinen guten Grund, wenn die Alten mehr und überschwenglicher von der Freundschaft sprechen, als wir. Denn es fehlten ihnen Güter, welche wir haben, und welche ihnen die Freundschaft ersetzen sollte. Andererseits giebt es für die christliche Welt ein Ideal der Freundschaft, welches über das des Altertums hinausgeht.

Um gleich auf die Hauptsache zu kommen, die Religion der Alten stellte zwar sittliche Anforderungen: der Mensch sollte das Walten der Götter über sich anerkennen, ihre Hülfe anrufen, ihnen mit reiner Hand Opfergaben darbringen; die Wahrheitsmomente, welche auch der Polytheismus noch in sich barg, drängten auch wohl in etwas den Trieb der Selbstsucht zurück. Allein der ganze Opfer- und Gebetsdienst hatte doch eine oberflächliche Art, es handelte sich im Grunde um eine Summe äußerlicher Vorschriften, und es fehlte das, worin wir Christen das Wesen der Religion finden und haben: die persönliche Hingabe an die Gottheit, das Bewußtsein der innigsten Gemeinschaft mit dem Erlöser, welcher (Joh. 15, 12) seine Jünger ausdrücklich seine Freunde nennt und mit jedem, der an ihn glaubt, ich möchte sagen, einen Freundschaftsbund schließt. Weil nun die Religion der Alten so wenig für die Erziehung der Menschen leistete, so erwarteten sie so viel von dem Gesetze des Staates. In der Unterordnung unter dasselbe sollte der Bürger die *σωφροσύνη*, die Tugend des Maßhaltens, sich erwerben und jede *ὑβρις*, jedes Hinausgreifen über die den Menschen gesetzten Schranken, verlernen. Allein die Ordnungen der staatlichen Gemeinschaft führen doch wieder nur zu äußerlicher Gesetzlichkeit, welche aus Furcht vor Strafe die bösen Gelüste zurückhält. So fehlte den Menschen des Altertums ein Gegengewicht gegen die Selbstsucht; und das Familienleben, so hoch sie auch den Herd des Hauses stellten und so tapfer sie für denselben fochten, konnte ihnen auch nicht das bieten, was wir an ihm haben, weil sie die tiefere Bedeutung der Ehe nicht kannten. Gewiß, es finden sich auch einzelne hübsche Züge ehelicher Liebe und Treue; aber nach der allgemeinen Anschauung erschöpft sich doch der Wert der Ehe in ihrer Bedeutung für die Erhaltung des Staates und in der äußeren Gemeinschaft des Lebens, und daher wurde auch bei der Schließung der Ehe nach persönlicher Zuneigung gar nicht gefragt. Man sprach wohl von einer gegenseitigen Ergänzung der Ehegatten, aber dachte dabei nur an die Zwecke der Haushaltung und nicht an das, worin wir gewohnt sind das Wesen der Ehe

\*) 1754 erschien ohne Namen der Verfasser eine Sammlung von Aufsätzen über die christliche Freundschaft. 1840 gab Franz Delitzsch dies Buch unter dem Titel «Philemon» als ein Gegenstück zu Ciceros Lilius aufs neue heraus und entdeckte erst nachher, wie er in den späteren Auflagen — die 3. erschien 1878 — mitteilt, daß diese Aufsätze Fräulein v. Klettenberg und ihre Freunde zu Verfassern haben.

zu sehen, die innige Verschmelzung zweier Persönlichkeiten, durch welche der einzelne auch die höheren Bedürfnisse seines Herzens befriedigt sieht und ein Gatte dem anderen hilft, dem Ewigen zu dienen und dem Ideal eines ganzen Menschen näher zu kommen.

Alle diese Mängel, welche die edelsten Naturen am tiefsten, wenn auch dunkel, fühlten, sollte nun die Freundschaft ersetzen. Auf diesem Gebiete herrschte Freiheit, da der Staat selbst durch seine Einrichtungen die freie Wahl der Freunde begünstigte; hier kam es zur Hingabe von Person an Person, zu freiem Austausch des Besten, was man hatte, zu edlem Eifer, dem Freunde durch die eigenen Vorzüge sich lieb zu machen und der Vorzüge des Freundes sich neidlos zu freuen. So gewährte die Freundschaft das, was der Ehe fehlte, und daher sprach man von ihr in Ausdrücken, wie wir sie von der Liebe zwischen Mann und Frau gebrauchen; dahin gehört es schon, wenn die Alten als Ziel der Freundschaft hinstellten, daß aus zweien eine Seele werden solle, oder meinten, nur einen wahren Freund haben zu können. Dann mischte sich auch bei den Griechen das ihnen eigene Wohlgefallen an der Schönheit in das Freundesverhältnis, der Mann besang die Schönheit des Jünglings, den er sich zum Freunde erkoren, und es kam zu Thorheiten und Verirrungen, welche ärger waren, als die Ausschreitungen des romantischen Minnedienstes. Aber auch in ihrer edelsten Gestaltung führte die Freundschaft zu einer gewissen Überspannung des natürlichen Verhältnisses, sie wurde zu einer Art Religion, welche die Selbstsucht besiegen sollte, und man sah sie als einen notwendigen Bestandteil des sittlichen Lebens an, ohne den man sich keine Entfaltung der Tugend denken konnte.

Ist es denn nun ein Rückschritt, wenn diese Überschwenglichkeiten beseitigt sind? Fällt darum der hohe Wert der Freundschaft hinweg, wenn wir keinen Freundeskultus mehr treiben, sondern die Gemeinschaft mit Gott über alle Verbindungen mit Menschen stellen? Kann nicht gerade unsere Auffassung der Sittlichkeit, unsere Hoffnung des ewigen Lebens, neben welcher die Ahnungen der Alten nur einem schwachen Schimmer des Lichtes gleichen, der Freundschaft einen neuen und vollkommeneren Glanz verleihen? Ich will nicht jener empfindsamen Freundschaftsschwärmerei das Wort reden, wie sie in Nachahmung des Altertums von manchen Dichterkreisen des vorigen Jahrhunderts getrieben wurde und selbst bei Klopstock, welcher auch hier wirklich erlebte Gefühle schildert, uns seltsam anmutet, wenn er z. B. nach denen zärtlich sich sehnt, die ihn künftig lieben werden, oder wenn bloß der Gedanke an den möglichen Verlust der ganz gesunden Freunde durch den Tod ihn mit Thränen und mit solchem Schmerz erfüllt, daß «die verstummende Seele ihn nicht mehr faßt». Aber andererseits zeigt uns Klopstocks Beispiel, daß christliche Frömmigkeit das innigste Freundschaftsbedürfnis nicht ausschließt. Überhaupt können wir modernen Menschen das meiste von dem, was Römer und Griechen von der Freundschaft lehren und halten, anerkennen und gerade als Christen uns eignen. Auch wir gehen davon aus, daß unter solchen, welche dem Gemeinen, dem Bösen dienen, nur ein unsittliches Parteiwesen, aber keine wahre Freundschaft bestehen kann; auch wir verlangen als Grundbedingung der Freundschaft die wesentliche Zusammenstimmung der Neigungen, Interessen und Ansichten. Aber wir fassen die Sache tiefer. Zu der Gleichheit, auf welche Aristoteles einseitig alles Gewicht legt, muß nach unserer Ansicht, wenn Freundschaft entstehen soll, eine Verschiedenheit kommen und zwar eine solche, welche auf der geistigen Eigentümlichkeit beruht. Die Persönlichkeiten, welche sich zusammenschließen,

müssen so angelegt sein, daß die eine die andere ergänzt, stärkt oder mildert und zwar in der Weise, daß diese Ergänzung jedem Teil als eine angenehme, für sein besseres Ich heilsame erscheint, daß es die innigste Herzensfreude bereitet, sich einerseits verstanden, andererseits weiter geführt zu sehen und ebenso den anderen zu begreifen und zu fördern.

Solche Freundschaft gewinnt aber für den Christen sittliche und religiöse Bedeutung. Denn was ist doch die Aufgabe, welche dem Christen gestellt ist? Er soll mit Hilfe der göttlichen Gnade ein Kind Gottes zu werden suchen, er soll daran arbeiten, das göttliche Ebenbild in sich herzustellen; und bei diesem Streben steht als Ideal der Erlöser vor ihm da, aber nicht bloß als ein Vorbild, sondern als der Heiland, von dem Wasser des Lebens ausgeht, der diejenigen, welche ihm nachfolgen, mit neuer sittlicher Kraft erfüllt, daß es ihnen mehr und mehr gelingt, das Gute aus freier Liebe zum Guten zu thun. So soll sein innerer Mensch wachsen und zunehmen, bis er vom Glauben zum Schauen kommt und durch die Schule dieses Lebens erzogen in das ewige Leben, in die Wohnungen des himmlischen Vaterhauses aufgenommen wird. Aber diesem Ziele strebt der Christ nicht allein entgegen, sondern zusammen mit vielen; ja er weiß, daß alle Menschen mit ihm zu gleichem Heile berufen sind; und so wird sein Herz nach dem Vorbilde seines Herrn von Bruderliebe erfüllt. Steht aber nicht schon diese *φιλανθρωπία*, diese christliche Bruderliebe mit ihren Bethätigungen auf allen Gebieten des Lebens höher da, als die *φιλία*, die Freundesliebe des Altertums, welche notwendig mit dem Feindeshaß verbunden war und, während der Christ auch in der Feindesliebe seinem Herrn nachfolgt, dem Satze huldigte: wer keinen Feind habe, den er hasse, habe auch keinen Freund, den er liebe!

Nun ist aber keineswegs durch die allgemeine Bruderliebe die Freundschaft ausgeschlossen, sondern sie empfängt durch die edleren Ziele, welche das Christentum dem sittlichen Streben setzt, eine höhere Weihe und Verklärung. Denn wenn gleichgesinnte und dabei in ihrer Verschiedenheit sich ergänzende Naturen auf dem Wege zu dem höchsten Ideal sich finden, so entsteht in allen großen und kleinen Angelegenheiten des Daseins ein inniges Zusammenleben, Zusammenstreiten, Zusammenleiden und Zusammenfreuen, bei welchem ein Teil den anderen fördert, vor Irrwegen bewahrt, immer wieder auf das eine, was not thut, auf das ewige Ziel hinweist — freilich niemals mit jener Ausschließlichkeit der antiken Freundschaft, sondern immer verbunden mit der allgemeinen Bruder- und Nächstenliebe, immer untergeordnet der Gemeinschaft mit Gott, aber andererseits ein Verhältnis, welches so zart und rein, so reich an Erquickung und Freude, so sicher gegründet durch den gemeinsamen Bund mit dem göttlichen Freunde und so unauflöslich durch die Aussicht auf die Ewigkeit ist, daß auch wir die Freundschaft preisen als ein hohes und herrliches, wenn auch nicht als das höchste und einzige sittliche Gut.

Der Mensch hat nichts so eigen,  
So wohl steht ihm nichts an,  
Als daß er Treu erzeigen  
Und Freundschaft halten kann.

So singt der alte Königsberger Dichter Simon Dach, derselbe, welcher die eheliche Liebe in jenem noch gar oft unter uns ertönenden Liede gefeiert und auch den seligen Christentod so ergreifend besungen hat. So hoch er die Freundschaft stellt,

Gott steht ihm darüber, aber mit Gott und mit seinen Freunden vereint verachtet er alle Not und besiegt auch die Schrecken des Todes. Darum fährt er fort:

Gott stehet mir vor allen,  
Die meine Seele liebt;  
Dann soll mir auch gefallen,  
Der mir sich herzlich giebt.  
Mit diesen Bundsgesellen  
Verlach ich Pein und Not,  
Geh auf den Grund der Höllen  
Und breche durch den Tod.

Findet sich aber wahre Freundschaft nicht recht selten unter uns, weit seltener als im Altertum? Man hat das wohl gesagt, ich möchte es aber nicht glauben. Denn weshalb kommen die alten Schriftsteller immer wieder auf einige bestimmte Beispiele zurück? Weshalb betont es Aristoteles so sehr, daß es nur wenige wahre Freunde gebe? Es wird damit im Altertum kaum anders gewesen sein, als bei uns: dem Ideale, welches man sich gebildet hatte, entsprachen immer nur wenige und auch diese nur annähernd. So haben auch wir ein Ideal christlicher Freundschaft, aber die volle Verwirklichung mag kaum oder selten und nur annähernd sich finden. Doch alle die vielen unvollkommenen Freundschaftsbündnisse unter uns, welche nur etwas von solchem Geiste, wie wir ihn geschildert haben, und ein aufrichtiges, wenn auch noch schwaches Streben nach solcher Höhe in sich tragen, sie alle haben einen unschätzbaren sittlichen Wert. Darum mag ein jeder von uns danach trachten, einen oder einige Menschen zu haben, deren Persönlichkeit er in den besten Stunden seines Lebens das Herz erschließt, und die sich ihm von Herzen vertrauen. Da ist der Anfang wahrer Freundschaft, und schon dieser Anfang bringt reichen Segen.

Die Jugend aber ist vor allem die Zeit, wo Freunde sich finden.\*) Das reifere Alter schließt sich mehr ab, den Mann nimmt sein Amt, die Frau die Sorge des Hauses mehr und mehr in Anspruch. In der Jugend aber ist die Persönlichkeit noch im Werden, und um so lebhafter ist das Bedürfnis zum Zusammenschluß mit verwandten Seelen. Da fehlt es nicht an Muße, denn die Freundschaft will ihre Feierstunden haben; da fehlt es nicht an Gelegenheit, denn es führt die Schule, die Universität so viele verschiedenartig veranlagte Naturen auf gleichen Wegen in dem Streben nach den gleichen Zielen geistiger Bildung zusammen. Von der Familie, in welche er ohne seine Wahl hineingeboren ist, fängt der Jüngling an sich zu lösen und verlangt, abgesehen von den durch die Natur gegebenen Banden der Verwandtschaft, nach freier Wahl sich seinen Umgang zu wählen. In dieser Zeit, welche überhaupt die Grundlage für die sittliche Reinheit und das Glück des weiteren Lebens legen soll, muß also auch die Gelegenheit ergriffen werden, Freunde zu gewinnen.

Darum möchte ich unsere ins Jünglingsalter eintretenden Schüler dringend ermahnen, nach dem hohen Gute der Freundschaft zu trachten, und möchte jedem zurufen:

«Laß auf dich wirken, was du in den alten Schriftstellern findest von Freundeswert und Freundestreue; begnüge dich, wenn du Ciceros Buch von der Freundschaft liest, nicht

\*) Vgl. den Abschnitt über die Freundschaft in dem für die Jugend nicht genug zu empfehlenden, schon in 7. Auflage erschienenen Buche von G. Weitbrecht: «Heilig ist die Jugendzeit.»



mit dem schulmäßigen Verständnis, sondern denke über die Worte nach und bewege das, was von den Pflichten der Freunde gesagt wird, in deiner Seele. Glaubst du aber einen Freund gefunden zu haben, so öffne ihm dein Herz, und findest du Entgegenkommen, so thue nun auch alles, wodurch die Freundschaft bewahrt und erhalten wird. Darauf kommt es nicht an, daß man mit dem Freunde schwärmerische Reden über die Freundschaft führt, sondern darauf, daß man treu ist und festhält. Die Treue bewährt sich darin, daß du für den Freund, so oft er deiner bedarf, eintrittst, fordert aber auch, daß du, wenn Übles über ihn geredet wird, dich zu ihm bekennst und ihn verteidigst und entschuldigst, so weit es die Wahrheit zuläßt. Wo die rechte Treue ist, herrscht aber auch Aufrichtigkeit. Wenn ein Freund dem andern nicht zu sagen wagt, was er nach seiner Meinung verfehlt, da ist es mit der Freundschaft übel bestellt. Du mußt vielmehr sanftmütig und dankbar es annehmen, wenn dein Freund an dir etwas zu tadeln hat; und ebenso sanftmütig mußt du deinen Freund, wo er irrt, wo er fehlt, aufmerksam machen, aber niemals als hochmütiger Splitterrichter, der den Balken im eignen Auge nicht sieht, ihm gegenüber treten. Ja, wende nur alle die köstlichen Vorschriften der Bibel über den Verkehr mit dem Nächsten gerade auch auf das Verhältnis zu deinen Freunden an, zuerst was die heilige Schrift über die Fürbitte sagt. Nichts führt die Herzen so zusammen und erstickt alle Entfremdung im Keime, als wenn einer des anderen vor Gott gedenkt. Vor allem beherzige jenen Lobpreis der Liebe, welche nicht das Ihre sucht sich nicht erbittern läßt, sondern langmütig und freundlich ist und alles verträgt, alles hoffet, alles duldet; und sieh auf die Weisungen, welche darin auch für den Umgang der Freunde liegen. Sie sind wahrlich tiefer und herrlicher, als Platos und Aristoteles' Weisheit! Ja wohl dem, welcher treue Freunde in der Jugend gewonnen und als Mann sich erhalten hat, mit denen ihn gemeinsame Erinnerungen so gut, wie gemeinsame Hoffnungen verbinden! Er hat Grund, seinem Gott besonders dafür zu danken!»

Aber klagt nicht mancher, ihm versage Gott das Glück, er finde keinen Freund? Nun vielleicht sucht er in der Ferne vergebens, was die Nähe ihm bietet. Sieh dich doch einmal erst unter denen um, welche dir von Natur nahe stehn. Wie verkehrst du mit deinen Verwandten, mit deinen Geschwistern? Je älter du wirst, desto weniger bedeutet der Unterschied der Jahre, desto mehr kann die Schwester, der Bruder dein Freund sein, und vielleicht verlangt ihr Herz danach. Im späteren Leben soll auch, wenn die Kinder herangewachsen sind, und der Sohn als Mann neben dem Vater steht, die verwandtschaftliche Liebe zwischen Eltern und Kindern mehr das Wesen der Freundschaft annehmen, und ebenso soll die eheliche Liebe, das Verhältnis von Mann und Frau eine Freundschaft der innigsten Art werden.

Aber giebt es nicht Charaktere, welche ihrer ganzen Anlage nach für sich allein stehen — wie sollen sie Ersatz finden? Werden nicht andere, deren ganze Persönlichkeit wohl geeignet ist, einen Freund zu beglücken, durch ihren Beruf, durch die Grausamkeit des modernen Lebens, welches die Menschen in die Ferne hinaustreibt und hin und her wirft, daß sie nirgends Wurzel schlagen, daran gehindert, Freundschaften zu schließen? Werden nicht diejenigen, welche Freunde gehabt und das Glück ihres Besitzes genossen haben, durch den Tod derselben beraubt, sodaß sie wieder allein stehen und nur in der Erinnerung oder in der Hoffnung noch mit ihnen leben, während volle Freundschaft doch auch ein Zusammenleben in der Gegenwart fordert? Für alle solche einsamen oder vereinsamten Seelen weiß ich allerdings nur einen Trost, aber einen Trost, welcher den, der ihn annimmt, wirklich tröstet, und

von welchem das Altertum in all seiner Weisheit kaum etwas ahnte. Es ist ja ein Freund da für alle, der nicht bloß, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, mitten unter ihnen ist, sondern gerade den Einsamen sich naht und, wenn er angerufen wird, seine trostreichen Verheißungen hinausführt und alle als der treueste Helfer mahnend und tröstend und heilend durchs Leben begleitet,

Bis jeder einst sein Tagewerk vollendet,  
Und bis sie endlich alle ziehen aus  
Dahin, woher der Vater ihn gesendet,  
Ins große, freie, schöne Vaterhaus.

